Literarische Rundschau.

Die silberne Taube.

Andrej Bjely, Die silberne Taube. (Rütten u. Loening.) Wieder schenkt uns der Verlag Rütten und Loening ein russisches Kleinod, überbringt uns einen Gruß aus dem wirrsälig-magischen Zarenreiche. Er beschert uns das tiefe und breite Gemälde einer absonderlichen Welt, ein weitläufiges und reiches Buch, darin Gorkij und Poe zugleich enthalten sind, das wie ein östlicher Vetter ist zum „Emanuel Quint“ und seinem verzerrten Affengegenstück, dem „Zauberlehrling“ des Hanns Heinz Ewers. Dieser Roman wirkt sozusagen wie ein weit ausgeführtes Vorspiel zu einem russischen „Narr in Christo“. Wieder soll aus der Hütte eines kümmerlichen Dorfschreiners der Welterlöser kommen, die silberne Taube ihre Schwingen ausbreiten über alle Menschen. Ex oriente lux! Wieder gerät ein Außenseiter, ein tieferer, ehrlicherer „Frank Braun“, ein mit aller Erkenntnis Belasteter in den bannenden Strudel der Gottes-Besessenen — nicht von Neugierde, sondern von der ungestillten, unstillbaren Sehnsucht getrieben. Aber da in seinem Blute selbst, unterirdisch, verborgen, die geheimnisvolle Stimme rauscht, da er ein ratloser Uebergangsmensch ist, zerklüftet, zwiespältig, haltlos, primitiv und differenziert zugleich, so verfällt er dem Chaos ganz, kommt darin um. Er sucht Rußland — und findet eine dunkel-gespenstische, exotische Macht; er sucht den Himmel — und findet einen Teufelsspuk. „Weder die Ueberfülle des Wissens unseres Jahrhunderts, noch die reine Liebe eines jungen Mädchens hatten ihn fesseln können, und siehe, da führten ihn ein einfacher Bauer und ein tierisches Weib geradenwegs in die Hölle.“ Wie Faust zu den „Müttern“ hinabstieg, steigt dieser Ruhelose ins Volk hinab, aber als er sich wieder erheben will zu lichteren Höhen, als er innerlich reif und frei geworden ist, als er die letzte Fessel von sich werfen will, da rächt sich die nächtliche Macht an dem Verräter, da trifft ihn der tödliche Streich aus dem Hinterhalt.

Dieses schweifende, breitspurige Lebensbuch, darin wieder einmal das Seelenringen zwischen Osten und Westen mit einem neuen Licht bestrahlt wird, ist wie eine große russische Erdenbibel. Das ganze große Rußland ist in ihm enthalten, Dörfer und Städte und Felder und weithin sich verlierende Wege. Ein hinreißendes Gewirr blüht vor uns: Feierlichkeit, Pathos; Naives und Dekadentes; Mystik, Symbolik; Sensibles und Ironisches, Beängstigungen, Erschütterungen; Dumpfes und Leidenschaftliches; unheimliches Getuschel und unterirdisches Geraun und Rumoren, Phantastik und Schauer und Irdisch-Komisches. Seltsame Luft umwittert diese Sektirer, eine wüste Sphäre des Grauens ist um sie gebaut, die an unseren Nerven reißt und grausam ins Herz schneidet: um ihre dampfenden Orgien und ihr verdächtiges Getu und Verstocktsein und mürrisch-träges, stumpfes Barbarentum und ihren stieren Propheten-Irrsinn und ihre schlürfende Tücke. Diese ganze Gesellschaft um das merkwürdig-verführerische, blatternarbige Weib, aus der der Heiland geboren werden soll, gaukelt dahin wie faszinierende Gespenstergestalten Goyas. Daneben geht der Reigen der anderen, die unbefangen sorglos am Rande des brodelnden Hexenkessels dahindämmern, die meisten ganz unberührt, manche versengt von seinen fernsten Funken — von einem erstklassigen Menschenformer hingezaubert: Der Pope, der im Rausch die Belagerung der Festung Kars mimt, und sein bedrängter Amtsbruder mit dem Fahrrad, und der Mühlenbesitzer Jeropegin mit seiner Frau, genannt „die Schlumpe“, und der kuriose, rührend unbeholfene Student Tschucholka, und General Tschissikow, widerlicher Spitzel und agent provocateur, und jene Vier auf dem Gugeljewoer Schloß: die rabiate Großmutter und Katja, das zartumschleierte Kind, wundersam ergreifend und hold und von melancholischem Zauber umtrauert, und Jewssejitsch, die Perle von einem Lakai, und der Baron von Todrabe-Graaben, ähnlich einem exzentrischen, morbiden, schwermütig-zynischen Aristokraten aus den Gefilden Hermann Bangs oder Heinrich Manns.

Männer und Frauen wie aus der Erde gerissen; Dinge und Vorgänge sicher und überlegen beobachtet; die Landschaft wie mit dem Silberstift gezeichnet! Packende Bider: „Wie ein hämisches Lachen ist dieser Weg.“ — „Zum Wegrand drängt sich ein ganzer Haufe Zelebejewscher Hütten heran, die allerschäbigsten und verkommensten mit schiefen Dächern, wie eine Kompagnie betrunkener Burschen mit auf dem Ohr sitzenden Mützen.“ — „Und dort in der Ferne sieht man einen verkrüppelten Strauch, aber vom Dorf aus erschien er wie die dunkle Gestalt eines Pilgersmannes, die auf das Dorf zu gewandert kam.“ — Unbeschreiblich ans Herz greifende, umhuschte Stimmungen: „Schon wird es ganz dunkel; irgendwo knarrt ein Wagenrad; jemand ruft seinen Pferden ein „Prrr“ zu. „Woher des Wegs?“ schleudert Darjalsky gedankenlos ins Waldesdunkel. „Von hier, aus dem Dorf“, gibt das Dunkel zurück. „Und wohin?“ „In die Steppe.“ Wieder knarren die Räder; und Darjalsky geht weiter ins blauende Dunkel der Nacht.“ Menschlichstes lugt allenthalben durch. Köstliche, die Seele treffende Lebensszenen von wehendem Reiz: wenn der Held bekränzt in einer hohlen, fünfhundertjährigen Eiche sitzt und die ganze Vergangenheit an seinem inneren Auge vorüberzieht — oder wenn Darjalsky und der Küster im Abendrot beim Fischfang sind, und eine Schwalbe über ihnen kreist: „Die letzte Schwalbe!“ „Bald fliegt auch die fort! Aber wohin?“ „Nach Afrika, Alexander Nikolajewitsch, zum Kap der guten Hoffnung.“ „Was, wirklich nach Afrika?“ wundert sich der Küster. „Jawohl, nach Afrika.“ „Die können mal fliegen!“ „Ja, das können sie“, stimmte Peter auch ganz ergriffen bei.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Ei, wie die tanzt.“ „Ja, ganz wie einst König David vor der Bundeslade.“ „Du liebe, liebe Schwalbe“, denkt Peter: sie erinnert ihn an Katja . . .“

Es ist wie ein Akkord.

Und schlechtweg von eines Sehers Hand stammt der Schluß. Es vergißt sich nicht, wie das unglückliche Opfer, blind, mit der Hoffnung auf ein neues Erleben, zum qualvollen Ende schreitet. Wie es den Raum betritt, der sein Golgatha werden soll: „Peter wandte sich um: noch einmal mußte er die Brust dem Anprall des erfrischenden Windes bieten, noch einmal mußte er zu den Sternen aufschauen, die ihm die stille Nacht offenbarte. Wie oft hatte er all das gesehen, aber jetzt schien es ihm, als sähe er all das zum erstenmal. Fest, fest suchte er sich dieses Bild einzuprägen, damit er es ja nicht vergäße. Wie die Dinge dieses Ortes sich ihm unwillkürlich einprägen, und sein Blick auch auf eine Schnur fällt, die unter's Bett geworfen ist — dieselbe, mit der er nachher erdrosselt wird. Wie ihn auf einmal ein geheimnisvolles Band mit der Dienstmagd, die ihn geleitet, zu verknüpfen scheint: „Zum letztenmal schaute er sich nach seiner neuen Freundin um, die ihn so gut und ohne Worte verstand: „Liebste, teuerste Schwester!“ Und sein Herz erbebte wie in süßem Weh, mit aller Macht zog es ihn zu ihr, um ihr alles, alles zu sagen, mit ihr sein Leid zu teilen, sie brüderlich auf den blutlosen Mund zu küssen, mit ihr zu flüstern, wie man nur nach langer, langer Trennung mit einander flüstert.“ Bleibend die letzte, selige Vision: „Er weinte, und die Tränen wuschen ihm seine Seele rein von aller Schmach und Schuld. Und schon versank er in Träume. Es war ihm, als läge Lichow weit, weit hinter ihm, als wanderte er durch ein leeres Feld, atmete den herbwürzigen Geruch der Kräuter ein und schaute in die gelben, mit dem Abendrot am Horizont entschwindenden Wolkenkämme. Er fühlte die Berührung unsichtbarer Hände an seiner Brust, den Kuß sanft bebender Lippen auf seinem Mund. Immer weiter ging er durch's leere Feld, dem leisen Klang eines wortlosen Gesanges folgend, und eine von Ewigkeit her bekannte, aber längst vergessene Schwesternstimme sprach zu ihm: „Komm, ach komm!“ — Dann folgte entsetzliches Erwachen und der furchtbare Mord.

Wenn man von diesem Schicksals-Epos aufsteht, ist man in einem Zustand, den Dostojewski malte: „Das Herz hörte nicht auf, zu klopfen; es pochte im Gegenteil immer stärker und stärker. Aber seinen Körper fühlte er fast nicht mehr.“

Max Herrmann.